

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 217.

Dienstag, 17. September.

1929.

(7. Fortsetzung.)

### Der neue Inspektor.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Robert Misch.

Ihm selbst war es wunderbar ergangen. Die ersten Tage nach ihrer Abreise dachte er wenig an sie; er zwang sich, nicht an sie zu denken. Sie war ihm, sie sollte ihm nur das „nette Mädel“ sein, mit dem man natürlich und zwanglos hatte plaudern und lachen können.

Und er stürzte sich in einen Ozean von Geselligkeit; er suchte, da auch gerade die hohe Saison der Diners und Bälle begann, alte Bekanntschaften auf, machte neue. Er kam einfach nicht mehr aus dem Grad heraus und fing mit einem Haufen allerliebster junger Damen zu flirten und zu kokettieren an. Die Vielzahl dieser flüchtigen Beziehungen stempelte sie freilich bloß zu einem amüsanten „Sport“.

Er hatte nicht im Traum die Absicht, sich schon jetzt fest zu binden oder gar zu heiraten. Erst wollte er das Leben noch recht genießen, jetzt, wo er im schönsten Alter stand. Dann wollte er sich ein Gut kaufen, sein Leben etablieren und zuletzt langsam, vernünftig und bedächtig unter den Töchtern des Landes eine wählen, die alle inneren und alle äußeren Vorzüge miteinander vereinigte. Wie alle Männer, suchte er auch solch ein unmögliches Ideal an Schönheit, Geist, Charakter, Güte, Sanftmut, Unterwürfigkeit und Reichtum.

Aber sonderbar, dies Leben des Amüsemments und des Flirtes machte ihm plötzlich keinen Spaß mehr, trotzdem man ihm wahrhaftig entgegenkam. Doch gerade das mißfiel ihm, dies Entgegenkommen. Er hätte nur zu werden brauchen, eine jede von seinen „Freundinnen“, mit denen er tanzte und Tennis spielte, hätte mit Freuden ja gesagt. Sie gaben es ihm so deutlich zu verstehen.

Wie anders dies kleine Mädchen vom Lande, das von mancher vielleicht an Schönheit und Geist überragt wurde! Aber wie stolz war sie gewesen! Hatte er eine Neigung in ihr erweckt, verraten hatte sie es ihm nie.

Sie prahlte freilich nicht mit ihrem Geist, aber sie war fein und klug und dachte vornehm. Und wie natürlich sie war, und wie reizend sie plaudern konnte!

Und immer glänzender, immer strahlender tauchte plötzlich Lisbeths Bild vor ihm auf: die große, schlanke Gestalt, das hübsche, weiche Gesichtchen mit der frischen Hautfarbe der Landbewohnerin, die keines Puders bedurfte, umrahmt von dem schönen blonden Haar.

Er sah den Mund lächeln — sie lachte nie laut —, während ihre Augen ernst blickten; er hörte die angenehme, melodische Stimme. Dabei fiel ihm sein Shalaspeser ein, der irgendwo davon spricht, daß die größte Schönheit des Weibes eine sanfte Stimme sei.

Und noch vieles andere fiel ihm ein. Er rief sich die Situationen zurück, in denen er mit ihr zusammengetroffen, die Gespräche, die er mit ihr geführt, vom ersten Abend bei Böhmans bis zum Abschied auf dem Bahnhof.

Erst rumorte sie ihm im Kopf herum, dann im Herzen, und schließlich sagte er sich lachend und seufzend: „Du bist wahrhaftig verliebt, mein Junge — welch ein Unfinn!“

Einmal hatte er ihr auch geschrieben, einen lustigen Brief, eine Fortsetzung ihrer heiteren Gespräche, Mitteilungen über allerlei Vorgänge bei ihren gemeinsamen Bekannten. Aber er hütete sich wohl, einen wärmeren Herzenston einfließen zu lassen.

Es war auch eine Antwort gekommen, gemessen, kurz

und kühl. Aber er hatte das Papier doch wie toll abgelesen.

Am Tage darauf las er zufällig in einer landwirtschaftlichen Zeitung die Annonce des Ökonomierats, der für Treßlin einen Inspektor suchte. Plötzlich war ihm die tolle Idee gekommen, sich zu melden. Er hatte erst selbst darüber gelacht. Aber diese Idee wirkte wie eine Zwangsvorstellung, der man nachgeben muß.

Und warum auch nicht? Er sehnte sich fort aus diesem müßigen Leben, sehnte sich nach Arbeit und nach ihrer Nähe. Beides fand er in Treßlin. Liebt er sie wirklich und sie ihn wieder, so würden sie sich hier finden.

Aber es erschien ihm jetzt doch, während er auf dem harten Sofa seinen Gedanken Audienz gab, wie ein toller Jugendstreich, eine lächerliche Torheit.

Jetzt, wo er sie wiedergegesehen hatte, kam es wie eine Ernüchterung über ihn nach all den hochgespannten Träumen. Vielleicht war das alles nur Einbildung, was er zu fühlen geglaubt — Phantastebilder, die hier inmitten der realen Welt eines Gutshofes, inmitten der Viehställe, Milchammern und Scheunen in ein Nichts zerflattern würden. Jedenfalls wollte er sie erst gründlich in ihrer Häuslichkeit kennen lernen, sie beobachten und studieren.

Nachdem er pflichtschuldigst die Brennerei bewundert hatte, von der ihm der Alte nicht die geringste Kleinigkeit schenkte, machte er, als es beinahe zu dämmern anfing, einen kleinen Spaziergang um das Dorf herum.

Hier traf er sie im Gespräch mit einem alten Weiblein, dem sie wohl einen sonntäglichen Samariterbesuch abgestattet. Er trat grüßend näher, und das alte Weiblein humpelte davon. Sichtlich verlegen ging sie neben ihm die schmale Landstraße entlang, die nach Klügow führte.

Sie haben sich gewiß gewundert, Fräulein Lisbeth — Bardou, gnädiges Fräulein! Denn Sie sind ja jetzt die Tochter meines Brotherrn.“

Der Scherz klang verlegen. Lisbeth verzog keine Miene und schritt schweigend neben ihm.

„Vor allem möchte ich Sie bitten, Ihrem Vater und auch sonst jedermann zu verschweigen, daß wir uns kennen. Es könnte zu Mißdeutungen — und überhaupt...“

Sie wurde rot; aber sie erwiderte nichts. Nicht einmal die selbstverständliche Frage, die er erwartet hatte: Weshalb sind Sie hierher gekommen?

Doch gab er, als sie noch immer schwieg, ungefragt die Antwort darauf:

„Gott, es wurde langweilig in Berlin — immer dieselben Menschen! Und wir Landwirte sehnen uns hinaus aufs Land, wenn der erste Hauch des Frühjahrs über das Brautfeld weht... Schön gesagt, nicht? Aber doch wahr! — Wie sagten Sie? — Ja... Und ein Gut, wovon ich Ihnen mal was erzählt, möchte ich mir doch noch nicht kaufen.“

Da sie noch immer schwieg, sprach er weiter, frampfhaft versuchend, recht unbefangen zu tun.

„Ja — und da ich Pommern noch nicht kenne, und wegen der Brennerei und der Ziegelei, na und wegen unserer Bekanntschaft... es ist doch immer nett, wenn man gleich Anschluß hat — ja.“

Er konnte nicht sehen, wie sie diese Eröffnungen auf-



nahm; denn sie ging mit niedergeschlagenen Augen neben ihm weiter und verzog keine Miene. In diesem Augenblick kam Fritz mit Schnipp und Schnapp, von denen der eine ein schottischer Schäferhund, der andere ein Teckel war, lebhaft auf sie zugestürzt.

„Na, da seid ihr ja! Ich suche euch überall. Nein, was Sie für reizende Bilder haben, Herr Platen! — Sie entschuldigen doch, ich war in Ihrem Zimmer, wollte Sie abholen. — Nicht wahr, die pumpen Sie mir? — Herrgott, daß man wieder einen Menschen hat, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen kann! Nicht wahr, Piese, das ist famos? — Du siehst ja so rot aus?“

\*

Der Herr Inspektor war nun schon einige Wochen auf Treßin. Man gewöhnte sich allmählich an ihn, und er an Treßin. Daß er ein äußerst tüchtiger Landwirt war, theoretisch und praktisch gleich beschlagen, hatte der Ökonomierat als erfahrener Fachmann bald heraus.

Natürlich standen sich Alter und Jugend, die neue und die vergangene Zeit in ihnen gegenüber. Maschinen, die Platen für unbedingt nötig erklärte, hielt der Alte für überflüssig oder schädlich. Unausgesetzt stritt er sich darüber oder über die besten künstlichen Düngemittel, über Fruchtfolge, Behandlung der Leute, über die Höhe der Getreidezölle und alles mögliche. Dem Ökonomierat schienen solche Dispute Vergnügen zu machen, wenn er auch praktisch alles weitergehen ließ, wie es bisher gegangen war. Er schnitt dem jungen Manne nicht, wie er es den anderen gegenüber getan, kurz das Wort ab mit einem groben: „Das verstehen Sie nicht!“

Wollte er einmal grob werden, so wußte ihn Platen so höflich und fein abzuführen, daß er geschwind wieder die zwischen gebildeten Menschen übliche Redeweise anwandte. Aber er brummelte, zankte, schimpfte stets über die leichtsinnige Neuerungswut, über die Oberflächlichkeit, die Vergnügens- und Verschwendungs- sucht und sonstigen Laster der jungen Leute von heute.

Wirklich hart aneinander geraten waren sie bisher nur ein einziges Mal. Aber da hatte schließlich der Alte klein beigeben. Als etwa zehn Tage nach Platens Ankunft einige Kisten mit Teppichen, Decken und Bildern für den Inspektor auf Treßin eintrafen, brach das Gewitter los.

Der Alte war schon den ganzen Morgen aus irgendeinem unscheinbaren Grunde, wie nur er ihn aufzufinden wußte, sehr übler Laune. Er hatte Platen ziemlich barsch angefahren, daß er etwas angeordnet, was ihn nichts angehe, und kam nun gegen Mittag wie eine drohende Gewitterwolke, die sich entladen will, auf seinen Hof zurück.

Dort fand er bereits Platen vor, der eben mit Hilfe einiger Knechte die Ballen und Kisten von einem Klüßower Wagen abladen ließ.

„Sie sind hier, Herr Inspektor?“, rief der Alte — der ihn sonst immer „Herr Platen“ oder „Lieber Herr Platen“ nannte — scharf und laut über den ganzen Hof, so daß sich alle Köpfe erschrocken umwandten. „Ich dachte, Sie sind nach der Ziegelei geritten?“

„Ich? Dann wäre ich ja nicht mehr zu Tisch zurecht gekommen?“, erwiderte Platen in dem jovialen, gemüthlichen Tone, mit dem er den Alten schon öfters zur Ruhe gebracht.

„Na, das Unglück! Werden auch nicht gleich sterben, wenn Sie sich ein paar Eier machen lassen.“

„Das eilt ja nicht so. Ich werde nachmittags...“

„Wollen Sie das, bitte, mir überlassen, Herr Inspektor, ob ein Auftrag eilig ist oder nicht.“ — Wie eine Trompete schallte seine Stimme über den Hof.

„Na, Jochen, du Schafkopf, kiest in die Luft, statt mir vom Pferd zu helfen.“

Der Gerufene eilte mit geducktem Kopf herbei. Der Alte kletterte langsam von seinem Gaul, den der Knecht sofort in den Stall führte.

Platen war zusammengezuckt. So angeschnauzt, so absichtlich laut vor allen Leuten, hatte ihn der Alte noch nie. Während er noch unentschlossen da stand, trat der Gutsbesitzer näher, die Reitpeitsche wie eine Stoß- Klinge in der Hand, mit drohenden Augen und zuden-

den Nasenlöchern. Es war das Zeichen, an dem seine Leute untrüglich ein ausbrechendes Gewitter erkannten, die sich denn auch schleunigst zurückzogen, aber die Ohren spitzten, um nur ja kein Wort zu verlieren.

„Was sind denn das für Kisten? He? — Herr Inspektor, Sie haben doch nicht hinter meinem Rücken die Maschine...“

„Nein, ich pflege nichts hinter Ihrem Rücken zu tun, Herr Ökonomierat. Das sind einige Sachen für mich. Teppiche und Vorhänge für mein Zimmer.“

„Was — für Ihr Zimmer? Ist Ihnen Ihr Zimmer vielleicht nicht gut genug, Herr?“, schrie der Alte, blau-rot im Gesicht, mit vor Zorn hervorquellenden Augen. „In mein Haus kommen keine fremden Sachen, verstanden? He, nicht abladen — wieder ausladen!“, rief er dem fremden Fuhrmann, der mit abgezogenem Hut in der Nähe stand, barsch zu.

Platen wurde bleich bis in die Lippen.

„Wartet noch einen Augenblick, es hat noch Zeit! — Ich muß doch bitten, Herr Ökonomierat, solche Dinge nicht vor den Leuten zu verhandeln.“

Er hatte seine Stimme gedämpft und trat jetzt einige Schritte von dem Wagen und den Knechten fort, so daß ihm der Gutsbesitzer folgen mußte.

„Herr, was erlauben Sie sich!“, rief Rosoff wütend, aber unwillkürlich ebenfalls die Stimme dämpfend.

„Ich erlaube mir, den Herrn Ökonomierat zu bitten“, fuhr Platen in festem Tone fort, „Tadel und Vorwürfe in den Grenzen und in dem Tone zu halten, den ich als gebildeter Mensch — zwar Ihr Angestellter, aber auch Ihr Tischgenosse verlangen kann.“

„Herr?“

„Ich bitte, Herr Ökonomierat, geben wir den Leuten kein Schauspiel! Dies vorausgeschickt, bemerke ich, daß Ihr Auftrag, nach dem Vorwerk zu reiten, nicht so dringend war, daß ich annehmen konnte, ich soll deshalb das Mittagessen versäumen. Das habe ich ja anstandslos schon mehr als einmal getan.“

„Wollen Sie mir Vorschriften machen, Herr Inspektor?“

„Käme mir nicht zu, Herr Ökonomierat. Nur mein Recht verlange ich. Was aber die Kisten anbetrifft, so ist das meine Privatsache. So wenig ich mir von meinem Brotherrn Vorschriften über meine Wäsche und meine Kleidung machen ließ, kann ich mir eine ganz unberechtigte Einmischung gefallen lassen, wie ich mein Zimmer einrichten will.“

„Sie werden tun, was ich Ihnen befehle.“

Der Alte tobte zwar noch immer vor Zorn und suchte mit der Reitpeitsche herum; aber sein Ton wurde doch ruhiger und gedämpfter, und die Knechte spitzten vergeblich die Ohren.

In allem, was unser dienstliches Verhältnis betrifft und soweit es nicht darüber hinausgeht, ja! In den anderen Dingen bin ich mein eigener Herr. Ich werde jetzt Ihrem Auftrag folgen und sofort nach der Ziegelei reiten. Finde ich die Kisten bei meiner Rückkehr nicht mehr vor, so nehme ich an, der Herr Ökonomierat verzichtet auf meine ferneren Dienste. Und dann wäre es freilich überflüssig, die Sachen erst auszuladen.“

Er verbeugte sich und ging in den Stall, um sich seinen Fuchs satteln zu lassen. Dem Klüßower Fuhrmann drückte er ein Trintgeld in die Hand und verwies ihn an den Herrn Ökonomierat. Der würde ihm seine Weisungen erteilen.

Dann ritt er davon, während er hinter sich den Alten in Hof und Ställen herumtoben hörte.

Der Alte „hauchte“ den Fuhrmann, der Bescheid haben wollte, grimmig an, ob er nicht warten könne. Ehe er aber zu Tisch ins Haus ging, ließ er ihm durch einen Knecht mitteilen, er solle seine Kisten in drei Teufels Namen abladen und sich dann vom Hof scheren.

Mit großer Schadenfreude und vielen Witzen auf Kosten des Herrn trugen die Knechte die Kisten ins Haus. Der neue Inspektor war doch ein „Düwelskerl“, der wurde sogar mit dem Alten fertig. Und abends wurde der Fall in der Gekindestube und in den Ställen breitspurig erörtert.

Fortsetzung (10.11)



# Die Stadt der zahmen Hirsche.

Von Anton Lükte.

Jedes Land hat seine Eigenarten und seine landschaftlichen Schönheiten, weshalb sollte es anders sein in Japan, im Lande des fernen Ostens, das in den letzten Jahrzehnten mehr oder weniger in den Mittelpunkt des Interesses gerückt worden ist. Man betrachtete Japan meistens als das Land, das ungestüm wirtschaftlich und industriell aufwärts strebte, das Kriegsschiffe und Fabriken baute und anderen Ländern die Fabrikationsgeheimnisse ablauschte und nachmachte. Wenig kannte man von den landschaftlichen Reizen, wenig von der Seele des Japaners, wenig von seiner Geschichte und noch weniger die Dinge, welche den Japaner außer seinen wirtschaftlichen Sorgen interessieren. Man sagte, daß der Japaner seine Kultur aus China importierte und seine Industrie aus Deutschland und Amerika. Das mag alles zutreffen. Aber man muß ihm gerecht werden, wenn man ihn von der kulturellen Seite aus betrachtet. Kultur ist etwas, das in der Landschaft wurzelt, das seine immertwährende Kraft aus dem Wesen des Landes zieht und es zur Eigenart formt. Wer will es bestreiten, daß Japan nicht sehr viel Eigenes besitzt, das seine Wurzelkraft in der Landschaft hat. Nicht in den Millionenstädten Tokio oder Osaka, wo die Fabrikrohrne rauchen, wo sich amerikanischer Geist breitmacht, ist diese Kultur zu finden. Um ihre unverfälschten Formen kennen zu lernen, muß man in das Innere des Landes gehen, wo die Landschaft ihre üppigen Formen entfaltet und unter hochragenden Zedernbäumen Tempel und bunte Götterschreine stehen.

Japan ist das Land der Blumen, der blühenden Kirschbäume und der Liebe für die Natur. In dieser Lebensart wirkt sich seine Religion, das japanische Familienleben und auch ein gutes Stück der Erziehung aus. Die Gegebenheiten dazu hat Japan in seiner wundervollen Natur selbst, die in allen Formen und Bildern ihre Reize entfaltet, im Norden herbe Vegetation und Winter, und im Süden fast tropischen Charakter. Berg- und Seelandschaft erfüllen den Wunsch nach stetem Wechsel im Genuß der Natur. Das innige Fühlen des Japaners mit all diesen Naturschönheiten gibt auch den Impuls zur liebevollen Pflege.

Ein Ort von ausgeachtetem Reize, von köstlicher Natur, Schönheit und Reichtum an Idyllen ist das Städtchen Nara im mittleren Süden von Japan. Mit dem Namen Nara ist nicht nur der höchste Reiz der japanischen Natur verknüpft, sondern auch ein Stück Landesgeschichte. 74 Jahre lang im 8. Jahrhundert war die Stadt unter sieben Herrschern Hauptstadt des Landes, in ihr begann die Entwicklung des japanischen Kunsthandwerks, der japanischen Kunst und vor allem der Literatur. Buddhistenmönche waren es, welche zuerst den künstlerischen Impuls gaben. Der buddhistische Mönch Gyogi verfertigte zuerst Tonwaren, die später im übrigen Lande Nachahmung fanden. Die Mönche waren es auch, welche die ersten geschichtlichen Aufzeichnungen niederschrieben und sie der Nachwelt überlieferten. Noch heute wohnt sich in dem etwa 35 000 Einwohner zählenden Städtchen jener künstlerische Geist vor 1200 Jahren weiter aus. Spezialität des Kunsthandwerks sind wundervolle bunte, aus Holz geschnittenen Püppchen. Handwerkliche Erzeugnisse sind Schreibpinsel, Schreibfische, bunte Fächer und vor allem die berühmten Nachschneideleider. Die japanische Geschichte kennt eine Narafestperiode, weil sie nicht nur eine bedeutende Kunstblüte im handwerklichen Sinne, sondern auch zugleich eine glänzende Bauperiode war. Den kaiserlichen Palast nannte man den Palast des Friedens, wie stets, wenn eine Zeit besonders groß war, und die Buddhisten bauten in dieser Zeit sieben der schönsten Tempel, unter denen der berühmte Daibutsutempel in Nara mit dem großen, 16 Meter hohen Buddhaabstandbild, das aus 437 Tonnen Bronze und 283 Pfund Gold verfertigt ist, an erste Stelle steht. Oft zerstörte Feuer das Heiligtum, immer wurde es wieder aufgebaut, und heute ist es noch immer der größte hölzerne Tempel der Welt, in dem der Strom der Pilger kein Ende nehmen wird. Sie kommen in großen Scharen, angetan mit phantastischen Kostümen und spitzen Strohhüten, opfern Reis, Blumen oder Wasser, und lassen sich von ihren Priestern mit zauberhaften Gebärden, in denen sie Meister sind, heilen von ihren Gebrechen, die sie zu ihren Göttern hinführten. Tempel an Tempel, Götterschreine an Götterschreine stehen in bunter Reihe unter dichten Baumkronen. Die breiten, wohlgepflegten Wege flankieren eine unübersehbare Zahl von steinernen Laternen, die zur Erinnerung an die toten Ahnen aufgestellt werden und zu bestimmten Zeiten brennen.

In allen Tempeln, Schreinen und anderen religiösen Attributen dokumentiert sich ein ausgeprägter Naturgottesdienst, der sich unter dunklen Baumkronen, inmitten von Blumen und den lebendigen Wesen der Natur auswirkt. Wie in Indien der Hindu seine heiligen Tiere hat, heilige Rüsse, Affen, Raben und Elefanten verehrt, so hat auch der Japaner das Tier unter die Symbole seiner Anbetung ein-

gereicht. Das Affen-, Raben- und Elefantenmotto fand ich beispielsweise an den berühmten Tempeln von Nikko, wo man auch einem lebenden Pferde Opfer bringt. In Nikko sah ich einmal in einer phantastischen religiösen Prozession verschwarzte heilige Stiere und zwei heilige Pferde, die bei religiösen Handlungen vorgeführt wurden. Nara hat in dieser Hinsicht seine besondere Eigenart. Hirsche sind es, welche hier verehrt werden und damit dem Städtchen seinen höchsten romantischen Reiz verleihen. Einst soll ein berühmter Gott auf einem Hirsche aus dem Walde in die Stadt geritten sein. Seit dieser Zeit blieb der Hirsch dort, vermehrte sich und brachte wilde Tiere mit aus den dunklen Waldesarlunden. Sie wurden zahm wie Vögel, ließen sich von Menschenhand füttern und blieben seit dieser Zeit die besten Freunde der Bewohner von Nara. In allen Straßen, auf den Rasenplätzen des prächtigen Parks, zwischen den Laternenläusen der Tempel und in diesen selbst sieht man die prächtigen stolzen Tiere, die sich von jedermann mit den Händen füttern lassen, welche kleine, buntgekleidete Japanerinnen verkaufen. In den späten Nachmittagsstunden werden die Tiere mit Hörnern und roten Fahnen in einen umzäunten Bereich zusammengetrieben und gefüttert. Zahme Hirsche, welche in die Berge gehen, bringen heute noch oft wilde Hirsche mit in die Stadt. Der 15. Oktober ist für Nara ein bedeutender Festtag. An diesem Tage werden den Hirschen die Geweihe abgenommen, die zu allen möglichen Dingen verarbeitet werden. Die Tiere paßt beim Herannahen dieses Zeitpunktes ein Entseben, viele flüchten sich dann in die Berge und kommen erst wieder, wenn sie vermuten, daß die Gefahr vorüber ist. Man fängt für den Zweck geeignete Tiere mit Lasso, was für die Japaner ein riesiges Vergnügen und mit allen möglichen Zeremonien und Festlichkeiten verbunden ist. Von den fast tausend Hirschen, welche sich in Nara aufhalten, müssen stets mehrere hundert Tiere sich die gewaltsame Wegnahme des Geweihs gefallen lassen.

Für jeden Naturfreund ist Nara ein wirkliches Paradies, das täglich neue Schönheiten offenbart. Uralte dicke Zedernbäume, Teiche mit Schildkröten und Riesengoldfischen, die vielen Hunderte mit Moos bewachsenen steinernen Laternen, das leuchtende Rot der kleinen Götterschreine inmitten des dunklen Gebüsches und verschlungener Waldespfade, alles ist von einem starken Hauch liebevoller Fürsorge für die Natur umgeben, in welcher die Japaner wahre Meister sind. Wünschen kann man nur, daß dieses Volk, das seine Heimat, die Blumen und den Wald so sehr liebt, wie kein anderes Volk, sich nicht verliert in der Sucht nach Umgestaltung seines Lebens auf amerikanischer Grundlage, wie es den Anschein hat.

## Aphorismen.

Von Werner Fuchs-Hartmann.

Initiative ist alles. Auch die vielgerühmten glücklichen Umstände sind zunächst nichts als Gelegenheiten. Erst unser richtiges Verhalten ihnen gegenüber — sie ruhig an sich herantreten zu lassen oder ihnen entgegen zu kommen — entscheidet über den Erfolg.

Ich kann mir nicht denken, daß Bescheidenheit immer eine Tugend sein soll. Zu oft ist sie nur eine Trägheit des Willens.

Es ist das Wesen jeder Entwicklung, sich Märtyrer zu schaffen. Die Zeichen der Erfüllung werden stets mit Blut geschrieben.

Mitunter scheint es wirklich so, als ob es keine Probleme mehr gäbe. Alles ist ausgeschöpft, jede Deutung hat bereits ihre endgültige Form gefunden. Und dennoch gibt es keine Vollkommenheit. Was uns dazu fehlt, das, glaube ich, wird unser letztes Fragezeichen sein und seine Auflösung unsere letzte Tragik.

Manche Bücher gleichen einem Zimmer voller Gäste, die man nicht kennt: Es wird sehr viel geredet, aber man weiß nie genau, um was es sich eigentlich handelt.

Die Auslegung eines neuen Gedankens findet oft größere Beachtung als seine Entdeckung. Das Echo ist härter als der Rufer.

Wohl läßt sich vieles erzwingen, das beste aber bleibt eine Schenkung des Schicksals.

Jedes Jahrhundert hat seine Stunde der Leidenschaften, die über Glück und Unglück von Generationen entscheidet.



## Wie wird die Hausfrau der Zukunft beschaffen sein?

Die Umgestaltung des Familienwesens in unserer Zeit.

Von Dr. Erwin Strank.

Niemand, der an der Entwicklung seines Volkes Anteil nimmt, wird sich nicht auch mit der Frage beschäftigen, wie wohl die Hausfrau der Zukunft beschaffen sein dürfte, ob sie überhaupt noch existieren oder in ein Phantom, eine Erinnerung zerflattern wird, wie die nun schon sprichwörtlich gewordene „gute, alte Zeit“. Pessimisten und Witzbolde — die gefährlichsten Feinde in jedem Umwandlungsprozeß, gleichgültig, ob sich dieser im Menschen selber oder in den Erziehungselementen seines Geistes vollzieht, — werden ja nicht müde, stets aufs neue das Ende aller „echten Weiblichkeit“ — und damit der Hausfraulichkeit und des Familienstimmes anzukündigen. Man verweist hierbei auf die enorm angewachsene Frauenbewegung, die erhöhte Selbstständigkeit der Frau in unserer Zeit, ihr Interesse für Sport, Kunst und Wissenschaft und glaubt daraus die Folgerung ableiten zu können, daß eine Weiblichkeit, die einen Großteil ihrer Zeit und Gedanken diesen Dingen opfere, notwendigerweise für jenen Begriff, den man früher gerne so romantisch als „trautes Heim“ bezeichnete, keine besondere Sympathie mehr übrig habe.

Nun, — kein Einsichtiger wird leugnen, daß die Stunden, wie man sie noch in Großmutter's Stube verlebte, vorüber sind. Ebenso vorüber wie diese ganze Zeit. Eine Häuslichkeit jener Art würde ja in unsere Tage gar nicht mehr passen. Und, seien wir ehrlich — statt der Bequemlichkeit, mit der sie den Menschen von einst umgab, — nur Unbequemlichkeit bieten. In der Erinnerung und in Phantasievorstellungen, in Büchern, auf dem Theater oder der Kinoleinwand sieht es natürlich ganz anders aus. „Ach“, seufzen dann die Männer, „wenn wir auch noch solch ein Heim haben könnten!“ und sie denken an die Frauen, die heutzutage ganz verschieden sind, vergessen aber, daß sich auch die Männer seit jener Zeit gewaltig geändert haben und kein Mann von heute so leben möchte, wie es sein Urgroßvater tat.

Und dann: blicken wir noch weiter zurück. Die Biedermeierstube unterschied sich bereits gewaltig von der Häuslichkeit des Mittelalters, diese natürlich von der auf den alten Ritterburgen, — ja, hätte sich die Frau niemals geändert, dann besäßen wir heute noch lauter Burgfräuleins und Rittersgattinnen, während die Männer bereits in Aeroplanen durch die Lüfte fliegen. Man sieht, wie absurd ein derartiger Wunsch nach dem „Einst“ ist. Und weiter: wie unökonomisch! Unsere Zeit ist schwerer denn je, die meisten Familienhaushalte kosten so viel Geld, daß dessen Beschaffung nicht immer leicht ist, — was sollte da ein Mann mit einer Frau anfangen, die, wie die liebe Großmama, noch gar nicht wirtschaftlich denken kann? Gewiß, früher war eine Sorge der Gattin ums tägliche Brot nicht nötig, die Männer verdienten soviel, um Frau und Kind erhalten zu können, heute aber, in der Unsicherheit des täglichen Erwerbes, muß die Frau eine gute Rechnerin sein, um das Budget des Haushaltes in Ordnung zu halten, oft sogar aus Eigenem besparen. Da heißt es natürlich, der Wirtschaft anders gegenüberstehen als früher einmal. Alles soll sauber, nett und einladend sein, aber es darf nicht mehr soviel Zeit in Anspruch nehmen. Eine Unzahl von Frauen steht ja im Erwerbsleben, die Stunden, die diese ihrem Haushalt widmen können, sind sehr bemessen, darum werden sie nach einer Vereinfachung der Wirtschaft streben müssen, werden an Stelle der Handarbeit vielfach die maschinelle Betätigung setzen. Und auch wenn es die Frau nicht gerade nötig hat und dies nur aus dem Vorteile der Bequemlichkeit heraus geschieht, ist es zu begrüßen. So wie kein Mensch mehr aus Plektizuründen eine Petroleumlampe brennen wird, wenn ihm elektrisches Licht zur Verfügung steht, so wird man einen schmucken Gasherd einem alten Kohlenofen vorziehen und ähnliches mehr.

Seien wir doch ehrlich: wenn die Frau in früheren Zeiten auch noch so gerne ihre Hauswirtschaft besorgte, sie war doch, genau gesehen, stets eine Sklavin ihres Heims; jetzt aber entwickelt sie sich allmählich zu dessen Herrin und eine neuzeitliche Wohnung vermag auch einer minder häuslich

orientierten Frau Freude zu bereiten, sobald sich mit nicht allzu großer Arbeit dieselbe Wirkung erzielen läßt wie einst durch stundenlanges Putzen, Reiben, Glätten und Scheuern. Die deutsche Frau war ja immer schon die Kameradin, die beste Freundin des Mannes, mit dem sie sich ehelich verbunden. Da unsere Großväter abends von ihrer Beschäftigung heimkehrten, die Zeitung lasen oder ein Gläschen Wein tranken, war es ihnen nur recht, wenn die Gattin, mit irgend einer Heimarbeit beschäftigt, neben ihnen saß. Heute aber hat das Heim als „Welt“ ziemlich viel verloren. Man begnügt sich nicht mehr mit einer guten Stube und den Berichten aus fremden Ländern, sondern der Mensch will selber möglichst viel sehen und erleben. Die Ausflüge haben an Ausdehnung gewaltig angenommen, die Wochenendbewegung greift immer mehr um sich, — bei allen diesen Touren aber wünscht der Mann die Frau an seiner Seite, — somit muß sie auch in dieser Beziehung trachten, Zeit zu gewinnen, was wieder nur möglich ist, wenn sie die Wirtschaft vereinfacht, indem sie alle überflüssige Belastung abschüttelt.

Wie also dürfte die Hausfrau der Zukunft beschaffen sein? Ich glaube, man braucht ihr nicht mit Bangen entgegenzusehen. Im Gegenteil: die deutsche Frau, die so herrlich bewiesen hat, daß sie in Zeiten der Not auch einen Teil der Pflichten des Mannes zu übernehmen vermag, wird auch in Zukunft stets das Richtige treffen. Ihre Arbeit wird von Jahr zu Jahr bewusster, verantwortungsvoller werden. Sie, die ja heute bereits berufen ist, aktiv und passiv an den höchsten Entscheidungen des Staates und Volkes teilzunehmen, wird auch in Zukunft nicht vergessen, welche eine erfüllende Macht vom eigenen Herd, vom eigenen Heim ausgeht. Denn der Grundgedanke der wahren Familie liegt nicht in der Aufrechterhaltung einer möglichst umständlichen Wirtschaft, sondern im Aufbau eines möglichst übersichtlichen, freund- und verständnisvollen Heims. Wer sich nicht für Neuerungen interessiert und, falls sie gut sind, bei sich in Anwendung bringt, unterläßt bloß dem Geise der Trägheit. Dies zu fördern, dürfte aber in keines Mannes Sinn gelegen sein.

Das Verständnis für das Heim, für die Familie äußert sich weder in langem noch in kurzem Haar, weder in langen noch in kurzen Kleidern. Ob die Mädchen von heute mehr jugenhaft aussehen als einst, mehr Sport betreiben als jemals früher und lieber über ein Theaterstück diskutieren als über ein Wollgarn, ist ganz egal. Hauptsache ist: das weibliche Herz — und dieses, das wissen wir, schlägt in unserer Mädchen und Frauen Brust, so wie es schon in unseren Ahnen geklopft. Die Liebe, die jede Situation zu überwinden vermag, wird auch im deutschen Heim der Zukunft leuchten. Und die Frage, wie die deutsche Hausfrau der Zukunft wohl beschaffen sein möge, können wir ruhig dahin beantworten: so, daß in ihr eben unsere Zukunft beschlossen liegt.

### Praktische Winke für die Hausfrau.

**Trübe Gläser zu reinigen.** Wenn Gläser ihr gutes Aussehen eingebüßt haben, erhalten sie ihren alten Glanz wieder, wenn man sie mit einer Pottaschelösung füllt, der man einen Teil Salmiatgeist hinzugefügt hat und sie hiermit längere Zeit stehen läßt. Dann werden sie gründlich und in üblicher Weise blank poliert.

**Herd- und Ofentüren blank zu erhalten.** Herd- und Ofentüren lassen sich sehr schön schwarz und blank erhalten, wenn man sie mit geräucherter Speckschwarten einreibt und dann mit Zeitungspapier nachpoliert. Ebenso kann man die Herdplatte behandeln. Gaslöcher sehen besonders blank und sauber aus, wenn man sie nach jedem Gebrauch mit fettem Papier abreibt. Man vermeidet dadurch das häßliche Beschmieren der Hände, das beim Gebrauch von Ofenschmiere nicht zu vermeiden ist.

**Butter erhält man wochenlang frisch,** wenn man sie in folgender Weise behandelt: Man drückt die Butter fest in einen Steintopf und läßt oben einen kleinen Raum frei. Den Topf stelle man umgekehrt auf einen tiefen Teller mit Wasser. Das Wasser muß täglich erneuert werden.

**In Kalb eingelegte Eier** lassen sich sehr gut kochen, wenn man an einer Spike mit einer ganz dünnen Nadel ein kleines Loch macht. Man setzt sie dann mit kaltem Wasser auf und läßt sie einige Minuten kochen. Solche Eier schmecken wie frische. Die dazu verwendete Nadel muß aber sehr dünn sein, sonst kochen die Eier aus.